

Ein Matriarchat

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Mann und Frau des Yamistammes.

Ein Matriarchat.

Staaten, in denen die Frau herrscht und seit längsten Zeiten die politische Vorherrschaft führte, sind heute äußerst selten geworden. Es haben uns deutsche Forscher von den Karolinen und dem Bismarck-Archipel berichtet, daß verschiedene Stämme der Ozeanier der Frau im Leben ihrer primitiven Staaten eine wichtige Rolle einräumen. Sie zog mit den Männern in den Krieg, sie rebete in allen Geschäften mit, sie warb um den Gatten, er mußte wie bei uns das junge Mädchen umworben, ja geraubt werden, er durfte ohne Einwilligung seiner Gattin nichts tun. Wir hörten auch von Negersstaaten, deren Oberhaupt eine Frau war, bei deren Ableben sämtliche ihr gehörenden Männer oder Buhlen mit ins Grab folgen mußten.

Mit der Zivilisierung, dem Eindringen der Missionare und der weißen Händler gingen diese Staaten rasch unter, und irgend eine Großmacht ordnete Recht und Politik.

Nun hat eine Engländerin, J. B. Mc. Govern, uns kürzlich in einem Buche*) über die Ureinwohner der zum japanischen Reiche gehörenden Insel Formosa berichtet. Sie sind als Kopffäger gefürchtet, und einigen Stämmen kam bis zum Jahre 1914 keine fremde Nation bei. Nun ist es den Japanern mit Hilfe von Flugzeugen gelungen, auch den letzten Widerstand zu zermürben. Sie erschreckten die wilden Völkerschaften durch Flugbomben, die sie auf deren Dörfer abwerfen ließen. Die Stämme unterwarfen sich einem Gegner, der über Vögel von derartigen Dimensionen verfügte, und deren (so fakten sie es auf!) Exkremente imstande waren, ganze Dörfer in Schutt und Trümmer zu legen oder durch ihren „Gestank“ zu vergiften.

Doch wir wollen nicht länger bei den unmenschlichen Zivilisationsmethoden der Eindringlinge verweilen, sondern uns die Wilden selber ansehen.

Sie haben sich ins Gebirge zurückgezogen, weil ihnen chinesische und japanische Einwanderer ihre Jagdgebiete

*) J. B. Mc. Govern „Unter den Kopffägern auf Formosa“. Verlegt bei Strecker & Schröder in Stuttgart 1923. Mit 26 Abbildungen. (Man vergleiche die Illustrationsproben.) 127 Seiten.

wegnahmen, in denen der wertvolle Kampherbaum und der Tabakstrauch gedeihen. Der Europäerin machten sie nichts, weil sie durch besondere Umstände in ihr Land kam. Ein Formosachinese (Eingewanderter) hatte sie bis an einen Fluß begleitet, der zu durchwaten war. Als sich die beiden etwa in der Mitte des durch Regengüsse angeschwollenen Wassers befanden, entdeckte der Chineser einen Sebu (Kopffäger) am anderen Ufer und flüchtete in höchstem Schrecken zurück, die Dame dem reißenden Fluße überlassend. Sie klammerte sich an einen Stein, und der Kopffäger zeigte ihr durch Gebärden an, daß er sie über den Fluß tragen wolle, was sie annahm. Drüben geleitete er sie in ein Dorf, wo sie wie eine Göttin verehrt wurde — niemand dachte daran, ihr etwas zuleide zu tun; denn es ging die Sage, daß einmal eine weißhäutige Göttin aus dem Wasser steigen und Glück bringen werde.

Das Interessanteste an den Ureinwohnern Formosas ist ihr soziales Zusammenleben. Sie erzählen einen höchst merkwürdigen Menschenschöpfungsmythos: Ein Gott kam auf die Insel, er pflanzte seinen Stab in die Erde. Aus dem Stabe wuchs ein Bambusgebüsch und daraus kamen die ersten Menschen hervor.

Der Stamm wird von einer Königin oder Häuptlingin, die zugleich das höchste Priesterinnenamt versteht, beherrscht. Ihr stehen eine Anzahl von Unterpriesterinnen zur Seite, die sich aus den Witwen des Dorfes rekrutieren (Witwenversorgung!). Vielerorts wird die Königin oder Häuptlingin jeweilen gewählt, doch gibt es auch Stämme, wo die Dynastie sich auf die älteste Tochter vererbt.

Die Frauen sind die Verwalterinnen der Hirsespeicher, in denen sowohl die Hirse, das Hauptnahrungsmittel, als auch der aus dieser Getreideart hergestellte Wein aufbewahrt wird. Die Speicher sind auf Pfählen aufgerichtet, die von einer Steinplatte unterbrochen werden, ähnlich wie es im Wallis beim Speicherbau der Mäuse wegen in der Uebung ist. Für die Männer sind die Aufbewahrungsstätten der Nahrungsmittel „tabu“, d. h. verboten oder heilig. Es wagt sich keiner in die Nähe eines solchen Hauses aus Furcht, bei Uebertretung des Tabu von den umherschweifenden Geistern der Urahnen grausam bestraft zu werden. Jeden Morgen erhalten die Frauen ihre Rationen von den Priesterinnen zugeteilt.

Die Arbeiten auf den der ganzen Gemeinde gehörenden Feldern werden von allen Dorfbewohnern im Gemeinwerk verrichtet. Wenn die Männer auf der gemeinsamen Jagd einen Braten erwischen, so erhält ein jedes Stammesmitglied seinen Anteil am Mahle. Es herrscht also eine Art von Kommunismus, der



Cavalfrau am Webstuhl.

es überflüssig macht, daß die Häuser mit Riegeln oder Schloßern versehen werden. Bei einigen Stämmen haben die Hütten noch die ursprünglichere runde Form, das Dach ist mit Schilf oder Stroh gedeckt. An anderen Orten ist man bereits zur rechtwinkligen Anlage übergegangen. Auch die Häuser werden gemeinsam erstellt. In vielen Stämmen ist es Sitte, daß Neuvermählte ihre Fitterwochen — während derer die Gemeinde für die jungen Eheleute ein neues Haus errichtet — im Busch oder in der Fschungel verleben. In zahlreichen Dörfern bestehen zum gleichen Zwecke besondere Häuser für Jungverheiratete.

Der werbende Jüngling macht vor dem Hause seiner Angebetenen jeden Abend eine für unsere Ohren schauerliche Musik mit einem halbsakralen Instrumente, der Nasenflöte. Diese läßt er nach einer gewissen Zeit liegen. Wird sie weggenommen, so kann er seine Werbung als erfolgreich betrachten, er wird von den Verwandten seiner Liebsten als Bräutigam empfangen. Der Heiratsluß ist eine priesterliche Angelegenheit. Die Priesterinnen tanzen um das Paar herum, indem sie mit alten Feuersteinmessern um sich stechen und tun wie rasend. Diese Zeremonie vertreibt die Dämonen, die den jungen Eheleuten schaden wollen. Dann stechen die Priesterinnen in die Beine der Neuvermählten und mischen ihr Blut miteinander. Hierauf müssen die Eheleute eine Reinigungszeremonie durchmachen, die Frau erhält Tätowierungen auf die Wangen eingeschnitten, und die Ehe ist geschlossen. Sie dauert in der ersten Zeit nur einige Jahre; sind jedoch die Formosaner erst 35 Jahre alt geworden, so schließen sie meist dauernde Ehen.

Man kennt auf Formosa eheliche Untreue und Prosti-



Cagal-Leute bei der Schädelnsammlung.

tution nicht. Möglicherweise liegt das an der leichten Lösbarkeit der Ehen begründet.

Nach der Hochzeitszeremonie schmaust das ganze Dorf. Die jungen Eheleute trinken dabei aus einem Menschenschädel, den der Ehemann erlegt haben muß. An einigen Orten gilt der Affenschädel als Ersatz — doch ist man sich noch bewußt, daß es eigentlich ein Menschenschädel sein sollte. Man glaubt, daß der erlegte Mann seine Kraft auf seinen Besieger übertrage. Dies ist wohl ein Reststück des ehemaligen Kannibalismus: noch heute glauben die menschenfressenden Stämme Australiens und Ozeaniens, daß die Kraft des Getöteten auf den Verzehrter übergehe (Ein-Verleibung).

An einer gewissen Stelle des Dorfes werden die erlegten Schädel der Dorfsame auf einem besonderen Gestelle aufgetischt, ähnlich wie etwa in den Beinhäusern des Ranton Wallis. Es wird nur dann ein Formosaner als Mann betrachtet, wenn er wenigstens einen Schädel beigeuert hat.

Das Feuermachen ist auch eine religiöse Zeremonie und geschieht nur zweimal während des Jahres. Die Priesterinnen nehmen unter allerlei Beschwörungen und Gesängen die Werkzeuge zum Feuermachen hervor. Dieses zeigt nun im Vergleiche zu anderen Feuerbereitungen primitive interessante Unterschiede. Wir kannten bis jetzt das Feuer schlagen (Feuerstein) und das Feuerbohren, wie es von zahlreichen Neger- und auch von asiatischen und australischen Stämmen noch heute in der Übung ist. Die formosanischen Priesterinnen sägen das Feuer: ein Stück Bambus ist auf der einen Seite messerscharf geschliffen. Damit wird ein anderes Stück durchsägt. Das Sägemehl ist so erhitzt, daß Grashüschel in Feuer aufgehen, wenn man sie darauf legt und ein wenig bläst. Die Dorfbewohner holen nun von dem heiligen Feuer in ihre Hütten, sie dürfen es ein halbes Jahr lang nicht ausgehen lassen. Wenn die Männer auf der Kopfsjagd sind, so gilt es als ganz besonders gefährlich, wenn eine Frau das Herdfeuer ausgehen läßt. Deshalb dürfen die Frauen während der Expeditionen der Dorfmannschaft weder die Netze bebauen, noch Tuch weben, sie sollen unter Gebeten nur für die Erhaltung des Feuers besorgt sein.

Wenn ein Formosaner stirbt, so glaubt das Volk,



Amifrau bei der Töpferarbeit.

der Tod sei durch Zauberei verschuldet. Die Priesterin stellt dann fest, wer am Tode schuld sei, ob der Geist eines Ahnen — und dann ist nichts zu machen — oder der Geist eines Lebenden, der böse Wünsche gegen seinen Dorfgenossen durch die Allmacht der Gedanken (Magie) zur Erfüllung kommen ließ. Wird ein Lebender als Todesurheber bezeichnet, so heken ihn die Verwandten des Verstorbenen zu Tode: nur so beruhigt sich der Geist ihres abgeschiedenen Verwandten über die Untat, die an ihm vollbracht worden war. Der Tote wird unter der Herdplatte begraben. Dann feiert man ein großes Fest mit Ez- und Trinkgelagen. Bei einigen Stämmen wird die Hütte, worin jemand verstorben ist, von allen Lebenden verlassen. Sie dürfen jedoch nichts mitnehmen, was dem Toten gehörte, und dann wird die Hütte eingerissen, „damit der Tote nicht wiederkehrt“. Denn man fürchtet den „Ottosu“ genannten Geist eines Toten mehr, als die bösen Ablichten eines Lebenden.

Viele Feste kennen die Formosaner nicht. Außer den Ehe- und Totenfeiern und den halbjährlichen Feuerberei- tungsfeiern feiert man nur noch, wenn die Kopffäger erfolg- reich von einer Streiferei zurückkehren. Die erlegten Köpfe kommen zu den anderen Schädeln, die den Stolz und die Macht des Dorfes bedeuten. Die Priesterinnen verabreichen die ersten Bissen des Siegesmahles und die ersten Tropfen des Weines den erlegten Schädeln, indem sie sagen: „O Krieger, willkommen seist du in unserem Dorfe und bei unserem Feste. Trink und trink und bitte deine Brüder, auch zu uns zu kommen und mit uns zu essen und zu trinken!“ Hierauf beginnt das Mahl.

So sind Kopffägerei, Matriarchat und Kom- munitismus bei diesem eigenartigen Volke enge miteinander verflochten und bilden zusammen ihre sozialen Einrichtungen.

Heute, da die Frauen der Kulturländer sich immer weitere Rechte erobern, fängt man an, sich zu erinnern, daß die Herrschaft der Frau einst etwas so Selbstverständliches war, wie dann lange Zeit die Alleinherrschaft des Mannes im staatlichen Leben. Aber die geschichtlichen Aufzeichnungen aus jener längst verflossenen Zeit sind nicht nur spärlich, sondern auch meist unzuverlässig. Die Entdeckung eines Volkes, das noch heute unter reiner Frauenherr- schaft steht, ist darum nicht nur für Ethnologen inter- essant, sondern auch für denjenigen, der sich für Geschichte und vor allem für Politik und Völkerpsychologie interessiert.

Hans Zulliger.

Lore Migis Frau.

Skizze aus Nidwalden von Isabella Kaiser.

Frau von Hagen schritt durch den aufsteigenden Wiesen- pfad dem Oberdorf zu. Ein Frohgefühl besetzte ihren Gang: sie hatte einen Entschluß gefaßt.

Der Sommer spann noch seine weiße Fäden über alle Hecken; aber herbstlicher Ernteduft stieg schon von den Stoppelfeldern, und frühteschwer hingen die Aeste der Nuß- bäume tief über den Weg.

Traumhaftes Licht lag auf der Erde.

Die Fremde mit den reifen, stillen Zügen unter dem ergrauenden Scheitel trug Witwenkleidung.

Auf halber Höhe wandte sie sich um und blickte auf den See zurück. Er schimmerte im Glanze der Abendsonne. Ein Erwarten regte sich in ihr.

Sie überschaute sinnend das bergumschlossene Bild. Unten sonnte sich, liebeich gebettet wie ein Lamm im Schoß des Hirten, das braune Dorf, Beggenried.

Ja, sie hatte es täglich empfunden, seit sie hier zur Kur weilte: es lag etwas Hilfspendendes, Schützendes in dieser ernsten, kraftstrotzenden Landschaft — eine heilige Mütterlichkeit.

Das blaue Wasser trieb wiegend die schweren Nauen vorwärts. Der Weih flog seinem Horst im Niederholz zu.

Aus den Gehöften tönte das wohlige Gackern der brü- tenden Hühner. Der Wildbach sprang aus dem Schoße der Erde und zog befruchtend durch das Gelände, und überall weidete das Vieh mit klingendem Behagen.

Ein Hauch unendlicher Liebe strich wie friedvoller Atem über die Erde, und er rief im Herzen der einsamen Frau die Sehnsucht nach dem Kinde wieder mächtig wach.

Sie hatte das Glück der Mutterschaft nie gekannt; es bangte ihr vor der Heimkehr nach dem Norden, da niemand ihrer harrete in dem Heim, wo sie allein mit ihrem nutz- losen Reichtum hauste.

Da reifte der Gedanke in ihr, eines jener Kinder, die sie auf der Straße so freundlich grüßten und die barfuß, mit einem Sodel auf den Lippen, aufwuchsen wie Wild- gras zwischen Felsen, mit sich heimzunehmen, an Kindes Statt. Wie würde sie sich an der herb-keuschen Natürlichkeit dieses Kindes erfreuen, und welch lockende Aussicht, dem unberührten Geist alle Quellen des Wissens zu erschließen!

Sie hatte sich an den Dorfpfarrer gewandt.

Er sagte ihr, daß es in der Gemeinde an Kindern nicht fehle und daß die ärmsten Bürger am reichsten damit gesegnet seien. Da gab es oft eine zwölfköpfige Schar, die sich mühsam und gottesehrlich mit dem fargen Verdienst eines Tagelöhners durchrang. Dort sollte sie anklopfen.

Und Frau von Hagen machte sich auf den Weg zu Lore Migis Frau, die man ihr als eine der Bedürftigsten nannte.

Auf der Lieblirüde wurde sie von einem kleinen Mäd- chen eingeholt, das mit einem Brot im Arm heimtrippelte.

„Guten Tag, Kleine!“

„Guetag!“ Das Kind hob nur zögernd die Augen.

Ein weltschauer Reiz lag in dem klaren Blick.

„Wer bist du?“

„'s Lore Migis Fineli.“

„Was macht dein Vater?“

„Saffe!“

„Und die Mutter?“

„Sie ist derheime.“

„Hast du Geschwister?“

„Hä?“

„Ich meine: sind viele Kinder daheim?“

„Ja, fünf Buobe, vier Matteli und noch ein Kleines.“

„Willst du mich zu deiner Mutter führen?“

Das Kind schritt ihr voran mit ernster Miene und war nicht mehr aus seinem Schweigen zu bringen. Sein Gesichtchen nahm einen frommen, in sich gekehrten Aus- druck an.

„Sag, Fineli, würdest du gerne mit mir kommen in eine schöne Stadt?“

„Nähä!“ Sie schüttelte den Kopf so energisch, daß ihr dünnes Zöpfchen mit der roten Schnur hin und her flog.

Im Oberdorf drängte sich Hütte an Hütte wie eine hungrige Herde. Ueber den morschen Balken der Wetter- dächer hochte die Armut. Die blinden Scheiben standen ohne Vorhänge, Not und Entbehrung guckten aus jedem Fenster, Moos und Wildgras krochen durch alle Spalten.

Eine zerfallene Holztreppe führte in einen rußge- schwärzten Borraum. Spärliches Licht fiel von oben durch den offenen Kamin, und der Talwind schlug die Rauch- wolken zurück. Eine Frau mit einem Säuglinge im Arme hantierte am steinernen Herde. Sie wandte sich ohne Ver- legenheit um, als sie das Fineli mit einer „Fremden“ ein- treten sah, und führte sie in die Stube.

„Guetag, Frau!“

Ein grüner Kachelofen, Holzstabbellen, ein rohgezim- merter Tisch und viele Kinder standen darin.

Weiter nichts.

An der Wand hingen ein Herzjesubild und eine Mutter Gottes mit den sieben Schwertern. Darunter stand die In- schrift: „Gloria in excelsis Deo!“ Durch das offene Fen- ster sah man auf wogendes Wiesengras, und der nahe Berg warf seinen Riesenschatten.